

## Wann ist eine christliche Gemeinde gesund und wann ist sie krank?

Predigt zum 5. Ostersonntag Lj A: Apg 6,1-7; 1 Petr 2,4-9; Joh 14,1-12 (Kirchweih St. Max. Kolbe)

Zum heutigen Kirchweihsonntag von St. Maximilian Kolbe will ich einmal die Frage stellen, wann die Kirche, wann eine Gemeinde gesund und wann sie krank ist.

„...alle waren ein Herz und eine Seele ...“ Das hatte Lukas über die Jerusalemer Ur-Gemeinde geschrieben, die noch ganz geprägt war vom Enthusiasmus und der Be-Geist-erung des überschwänglichen Anfangs. Doch nur einige Jahre oder vier Kapitel der Apostelgeschichte später konnte davon keine Rede mehr sein. Fast alles, was die Kirche zur Kirche macht, war ins Rutschen geraten. Die *koinonia*, die *Gemeinschaft* drohte zu zerbrechen. Denn es gab heftigen Streit. Offensichtlich bevorzugten bei der Verteilung der allen gemeinsamen Güter, wie Lukas berichtet hatte, die einheimischen, aramäisch sprechenden Hebräer die eigenen Armen. Das aber provozierte zurecht den Protest der griechisch sprechenden sog. Hellenisten. Wurden sie absichtlich übersehen? Durchaus möglich. In Bezug auf die *diakonia* ging es also schlicht ungerecht zu.

Und die Apostel? Sie hatten sich vom „Dienst an den Tischen“, also von der *diakonia*, so wichtig sie auch ist, vollkommen absorbieren lassen. Sie hatten sowohl die *leiturgia*, nämlich das *Gebet*, sowie die *martyria*, also die *Verkündigung*, schlicht vernachlässigt. Das war und ist eine Versuchung: nämlich eine der vier Säulen der Kirche, hier die *diakonia*, so sehr zu betonen, dass die anderen ins Hintertreffen geraten.

Was war zu tun? Die Apostel rufen die Gemeinde zu einer Versammlung, eine Art *Synode* im Kleinen. Was wir in der Kirche gerade im Begriff sind, neu einzuüben, geschieht hier. *Synodalität* im Sinne des einander Zuhörens und miteinander Entscheidens hat die Kirche von Anfang an geprägt. Freilich nicht so, dass in Kampfabstimmungen entschieden wurde, sondern man suchte *Einmütigkeit*. So auch hier. Lukas schreibt, dass die ganze Gemeinde dem Vorschlag der Apostel zustimmte. Die Sorge für die Bedürftigen wurde dabei nicht heruntergefahren, etwa um Raum zu schaffen für die anderen Aufgaben. Im Gegenteil, sie wurde ohne Zweifel intensiviert, da ja die bislang übersehene Gruppe der Hellenisten obendrein zu versorgen war. Nein, sie wurde *delegiert*, und zwar an das neu geschaffene Amt der *diakono*i. So wird einerseits die *koinonia* wiederhergestellt und andererseits kommen Gebet und Verkündigung wieder zu ihrem Recht.

„*Ecclesia semper reformanda est*“, „die Kirche bedarf stets der Reform, der Erneuerung“ – dieser oft zitierte Satz gilt von Anfang an. Die heutige 1. Lesung zeigt ein schönes Beispiel, wie dies damals gelang. Und es zeigt, wie eine kranke und wie eine gesunde Gemeinde aussieht. Man kann noch so aktiv, oder soll man sagen: aktivistisch wie die Apostel sein – ohne Gebet und ohne Verkündigung ist die Kirche und ist eine Gemeinde krank und verkümmert auf Dauer. Mir scheint, dass das auch der Grund ist, warum Papst Franziskus in seinem „Brief an das pilgernde Gottesvolk in Deutschland“ den Akzent weniger auf Strukturdebatten, sondern auf Verkündigung, auf Evangelisierung legt.

Wer soll nun aber verkündigen? Nur die Apostel? Die 2. Lesung aus dem 1. Petrusbrief gibt uns dazu wegweisende Hinweise. Wir alle sollen zu Christus, „dem lebendigen Stein kommen“, von den Menschen verworfen, von Gott erwählt, und wir sollen uns „als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen lassen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen, die Gott gefallen“.

Welch wunderbare Aussagen über die Getauften: Durch den Glauben an ihn, Christus, den *lebendigen Stein*, d.h. den Auferstandenen, bekommen wir Anteil an seiner Lebendigkeit und werden selbst zu *lebendigen Steinen*. Wozu? Um aufgebaut zu werden zu einem *geistigen Haus*, die Kirche. In ihr braucht es Priester, womit hier nicht das Amtspriestertum gemeint ist, sondern das *aller* Getauften. Von einer *heiligen Priesterschaft* ist die Rede, deren Aufgabe es (übrigens in allen Religionen) ist, Opfer darzubringen. Doch sind es nun nicht mehr Tier-, Speise, Rauch- oder andersartige Opfer, sondern *geistige Opfer*.

Was sind *geistige Opfer*? Als solche werden im Neuen Testament genannt: das *Opfer des Glaubens* (Röm 12,1), der *Dienst der Liebe* (Phil 4,18; Mk 12,33), das *Opfer des Lobes* (Eph 5,19-20). Letztlich geht es darum, uns selbst darzubringen, hinzugeben, an Gott und Mitmensch, um durch Wort und Tat „die großen Taten dessen zu verkünden, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat“. Verkündigung ist also die Sache aller. Wo die Kirche und eine Gemeinde aus solchen „lebendigen Steinen“ besteht: Beter, Verkünder, Diener der Liebe – ist sie gesund und es geht Segen und Fruchtbarkeit von ihr aus.

Was aber ist der Inhalt der Verkündigung? Geht es um alle möglichen Regeln und Vorschriften, wie sie alle Religionen kennen? Die jüngste Ausgabe der Herderkorrespondenz, einer monatlich erscheinenden katholi-

schen Zeitschrift, enthält einen Aufsatz von Perry Schmidt-Leukel – zu meiner Studienzeit Assistent am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie in München – in dem er Religionen, insbesondere Christentum und Buddhismus miteinander vergleicht. Er spricht von „fraktalen Strukturen“ und meint damit, dass es im Grunde in allen Religionen dieselben oder zumindest ausgesprochen ähnliche Weisen gibt, den Glauben zu deuten und zu leben und dass die Unterschiede, die klassischerweise als Unterscheidungsmerkmale der Religionen genannt werden, auch innerhalb jeder einzelnen selbst existieren. Das Ergebnis ist, dass sich die Religionen von ihrer Glaubens- und Lebenspraxis her letztlich kaum unterscheiden.

Ob dies eine richtige Beobachtung ist, sei einmal dahingestellt. Entscheidend ist, dass diese Betrachtungsweise die Pointe des christlichen Glaubens verfehlt. Die Verkündigung der Apostel beinhaltet nicht in erster Linie eine neue Glaubenspraxis, ein neues Glaubenssystem; lenkt also nicht den Blick auf die im Judentum, Islam oder auch Buddhismus im Vordergrund stehende Frage: *Wie soll die religiöse Praxis aussehen?*, sondern stellt in den Mittelpunkt eine *Person: Jesus Christus*.

Für das Judentum war es die *Tora*, die dem Gottesvolk genaue Vorschriften für das persönliche und gemeinschaftliche, religiöse und gesellschaftliche Leben gab. Sie sollte eine Gesellschaftsordnung schaffen, in der der eine und einzig wahre Gott in der rechten Weise angebetet und Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Ausbeutung verhindert würden, auf dass so ein priesterlich-prophetisch-königliches Gottesvolk entstehe. Doch an diesem Ideal scheiterte Israel in seiner Geschichte eins ums andere Mal, angeprangert von den Propheten. Und so wurde immer klarer, dass weder die Tora noch irgendein anderes Regelwerk die Kraft hat, den Menschen zu erlösen. Es bedurfte in der jungen Kirche einer großen Anstrengung, das zu erkennen und die Forderung besonders der getauften Pharisäer zurückzuweisen, auch den Heidenchristen sei die Tora samt der Beschneidung als weiterhin heilsrelevante Gebotssammlung aufzuerlegen.

Nein, kein noch so gutes Glaubenssystem, nicht die Tora, nicht die Bergpredigt, erlöst und schenkt Heil, sondern einzig und allein, wie gesagt, eine *Person: Jesus Christus*. Er und letztlich er allein ist der Inhalt der apostolischen Verkündigung. Alles andere folgt nur als innere Konsequenz dieses allein Entscheidenden.

Das heutige Evangelium zeigt, warum. Es enthält Aussagen, die in ihrem Anspruch nicht zu überbieten sind. *Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Und: Niemand kommt zum Vater außer durch mich. Und: Wer mich sieht, sieht den Vater.* Diese schon so oft gehörten Worte sollten wir immer wieder neu in ihrer Ungeheuerlichkeit staunend verkosten. Es ist ausgeschlossen, dass gläubige Juden, wie die Evangelisten es waren, solche Worte erfunden und Jesus in den Mund gelegt haben könnten. Diese Worte sind aufgeschrieben, weil er sie gesagt hat; Worte, die einen Anspruch beinhalten, der unendlich weit über das hinausgeht, was je eine der großen religiösen Gestalten der Menschheitsgeschichte über sich gesagt hat. Viele haben versucht, einen Weg zu Gott oder zum Göttlichen zu zeigen, aber niemand hat beansprucht, selbst dieser Weg zu *sein*. Viele haben nach der *Wahrheit* gesucht, aber niemand hat von sich behauptet, die Wahrheit zu *sein*. Und wer hätte je von sich sagen können, das *Leben selbst* zu sein. Oder auf sich gewiesen, um zu sagen: *Mich sehend, seht ihr Gott*.

Hier gibt es letztlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder war Jesus restlos übergeschnappt, ein Hochstapler, Gernegroß, Verführer, Irrer, letztlich tatsächlich ein Gotteslästerer, als der er ja von den jüdischen Autoritäten zum Tode verurteilt wurde. Oder er ist das, was zu sein er beansprucht. Dann aber kann der christliche Glaube an ihn nicht einfach auf eine Stufe gestellt werden mit anderen Religionen. Dann kann vor allem er nicht auf eine Stufe gestellt werden mit all den anderen großen Gestalten der Religionsgeschichte.

Selbstverständlich müssen wir Respekt haben vor anderen Religionen und dem Glauben der Nicht-Christen. Und natürlich können wir davon ausgehen, dass Christus durch den Heiligen Geist auch in diesen wirkt. Aber nicht Buddha, nicht Mohammed, nicht Konfuzius sind es, die am Ende Heil und ewiges Leben schenken, sondern *solus Christus, allein Christus*.

Und so können wir schlussendlich sagen: eine Gemeinde ist gesund, wenn sie die *koinonia*, die Gemeinschaft und Einheit wahrt gegen alle Versuchung zur Spaltung; wenn in ihr die *diakonia*, also die Hilfe füreinander gelebt wird; man sich zur *leiturgia*, zum gemeinsamen Gebet versammelt, ergänzt durch das persönliche Beten; und wenn Christus verkündet und den Gläubigen geholfen wird, zu ihm in lebendige Beziehung zu treten. Ohne zu behaupten, dass wir in unserer Pfarrei Christus Erlöser schon eine „gesunde“ Gemeinde in diesem Sinn sind, glaube ich aber doch, sagen zu dürfen, dass wir auf dem Weg dahin sind.